

Martin M. Lintner OSM

P. Martin M. Lintner OSM, geboren 1972 in Südtirol, studierte Theologie in Innsbruck, Wien und Rom. Nach pastoralen Diensten in Wien und Gelsenkirchen-Buer ist er seit 2009 Professor für Moralthologie und Spirituelle Theologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Brixen.



Foto: Priesterseminar Brixen

Martin M. Lintner OSM

Gottgewollte Wirklichkeit

Sexuelle Diversität als theologische, ethische und praktische Herausforderung

An der Initiative *#OutInChurch – Für eine Kirche ohne Angst* beteiligen sich auch Ordenschristinnen und -christen. Das stellt Ordensgemeinschaften vor die Herausforderung, wie sie damit umgehen und auf das Coming-out eines Mitglieds reagieren. Die Reaktionen sind dabei vergleichbar mit jenen in der Kirche insgesamt, aber auch in der Gesellschaft, wenn es um das Thema Gender bzw. um sexuelle Diversität geht. Sie reichen von positiver Akzeptanz und Unterstützung der Menschen, die sich geoutet haben, über Verunsicherung, wie ihnen begegnet werden soll, bis hin zu den generellen Schwierigkeiten, die diese Themen bereiten können – wie die Befürchtung, die kirchliche Sexualmoral, das christliche Menschenbild und die Bedeutung von Ehe und Familie würden in Frage gestellt. Im folgenden Beitrag möchte ich auf einige Aspekte eingehen, die mir als

Ordenspriester und Moralthologe wichtig scheinen. Dabei möchte ich der Transparenz halber vorausschicken, dass ich nicht aus der Betroffenenperspektive schreibe, wohl aber queere Personen – darunter Priester und Ordensleute – kenne, mit denen ich teils seit vielen Jahren in Freundschaft und Wertschätzung verbunden bin. Einige queere Personen habe ich während ihres Coming-out begleitet. Meine persönliche Haltung zur Genderthematik und in Folge meine theologisch-ethische Reflexion darüber wurden davon geprägt, dass mir queere Menschen von vielfältigen Formen von Leidensdruck bis hin zu Angststörungen und psychosomatischen Beschwerden berichtet haben.¹

Eine sprachliche Vorbemerkung

Wie im einleitenden Satz sichtbar, verwende ich die männliche und weibliche

Schreibweise, und zwar im Sinne des literarischen Stilmittels des Merismus. Durch diese rhetorische Figur wird die Gesamtheit durch zwei meist gegensätzliche Begriffe ausgedrückt. Natürlich gibt es viele sprachliche Möglichkeiten, um die Vielfalt an geschlechtlichen Identitäten zum Ausdruck zu bringen, beispielsweise die Verwendung des Asteriskus oder eines Doppelpunktes innerhalb von Begriffen. Debatten über ein Verbot von Gendern halte ich für verfehlt und die sprachliche Sichtbarmachung der Vielfalt an geschlechtlichen Identitäten für berechtigt. Die persönliche Freiheit und Kreativität im Sprechen und Schreiben soll m. E. durch die Vorgabe von verbindlichen Schreibweisen nicht eingeschränkt werden.

Warum ich selbst mich meist für den Merismus entscheide, hat damit zu tun, dass ich bewusst an die biblische Schöpfungserzählung in Gen 1,26-28 anknüpfe. Dort lesen wir: „Gott schuf den Menschen in seinem Bild, im Bild Gottes schuf er ihn; männlich und weiblich schuf er sie“ (Vers 27). In der Tradition wurden die entsprechenden hebräischen Adjektive – die zudem zumeist fälschlicherweise mit den Substantiven übersetzt werden: „als Mann und Frau schuf er sie“ – so ausgelegt, dass jeder Mensch entweder männlich oder weiblich bzw. Mann oder Frau sein muss. Vor allem die feministische Exegese weist darauf hin, dass in der Schöpfungserzählung auch andere Begriffspaare so verwendet werden, dass sie nicht ausschließlich in einem gegensätzlichen binären Sinne zu verstehen sind, sondern vielmehr als zwei Pole, zwischen denen es auch Übergänge gibt. Zwischen Tag und Nacht gibt es die Abend- und die Morgendämmerung, zwischen Festland und Meer gibt es Watt-

landschaften, Moore und Sümpfe. Vergleichbar gibt es zwischen männlich und weiblich auch verschiedene Geschlechtsidentitäten, die von Intersexualität bis Transidentität reichen. Abgesehen davon trägt nach C. G. Jung jeder Mensch Persönlichkeitsmerkmale in sich, die wir archetypisch als männlich oder weiblich verstehen. Die Verwendung des Merismus wirkt deshalb inklusiv und ermahnt uns zugleich, die biblische Schöpfungserzählung nicht einfach weiterhin im herkömmlichen Sinn zu lesen, sondern neu zu interpretieren. Die mögliche Vielfalt an sexuellen Identitäten stellt nicht nur eine human- und sexualwissenschaftliche Gegebenheit dar, sondern auch eine in Gottes Schöpfung vorgesehene – und in diesem Sinn gottgewollte – Wirklichkeit.²

Zur existentiellen Bedeutung des Coming-out

Bei vielen Zeugnissen von Menschen, die sich bewusst als gläubige und in der Kirche bzw. in einer Ordensgemeinschaft beheimatete Menschen als queer geoutet haben, wird spürbar, wie wichtig für sie die Erfahrung ist, sich selbst als von Gott geliebt annehmen zu können.³ Sie fühlen sich nicht trotz, sondern mit ihrer geschlechtlichen Identität von Gott gewollt und geliebt, sodass sie auch an ihr kirchliches soziales Umfeld – sei es eine Pfarre, sei es eine Ordensgemeinschaft – die Erwartung stellen, als die Menschen, die sie sind, angenommen, wertgeschätzt und bejaht zu werden. Das macht auch das Bedürfnis von queeren Menschen nachvollziehbar, sich zu outen. Ich habe einmal die Kritik gehört: „Es ist ja gut und recht, wenn eine Person queer ist, aber warum muss sie es allen sagen? Ich rede als heterosexueller Mann schließlich auch

nicht öffentlich über meine sexuelle Identität.“ Natürlich braucht es eine Sensibilität für die Angemessenheit, gegenüber wem, in welchem Kontext und in welcher Form eine Person sich outet bzw. über ihre sexuelle Identität spricht.⁴ Andererseits besteht aber doch ein gewisser Unterschied, ob es eine nicht queere oder eine queere Person tut, und zwar, wie ich glaube, aus zwei Gründen.

Der erste ist der, dass es für viele queere Personen einen wichtigen Prozess darstellt, sich selbst ihr „Anderssein“ als die meisten Menschen einzugestehen und es anzunehmen. Die Bewusstwerdung der eigenen geschlechtlichen Identität, die besonders während der Pubertät stattfindet und für die allermeisten nicht nur ein spannender, sondern oft auch mit Unsicherheiten begleiteter biographischer Reifungsprozess ist, kann für queere Menschen schwieriger sein als für jene, die den Erwartungen ihres sozialen Umfeldes entsprechen bzw. die sich als „normal“ erfahren im Sinne von: Ich bin so wie die meisten anderen Menschen in meinem Umfeld und wie es den gesellschaftlichen Erwartungen und Konventionen entspricht.

Sich selbst anzunehmen und ohne Angst vor Ablehnung im eigenen sozialen Umfeld die Person zu sein, die jemand ist, kann umso herausfordernder sein, je mehr sich jemand als anders erfährt. Die Angst vor Ablehnung oder tatsächlich erlebte Schikane und Diskriminierungserfahrungen können schwerwiegende gesundheitliche Probleme verursachen wie Depressionen, Angststörungen oder Herzleiden. Internationale Studien zeigen, dass sie auch zu einer höheren Suizidalität unter queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen führen als unter heterosexuellen.⁵ Das Bedürfnis, sich nicht verste-

cken zu müssen oder keine Angst haben zu müssen, die anderen könnten entdecken, wer bzw. wie jemand ist, kann zum nachvollziehbaren Bedürfnis führen, sich zu outen.

Viele queere Personen erleben nach ihrem Coming-out ein Gefühl der Befreiung, dass sie endlich zu sich stehen können und dass eine Last von ihnen abfällt, die sie oft jahrzehntelang bedrückt hat, nämlich sich zu verbiegen oder zu verstecken, jedenfalls nicht authentisch und offen zu sein gegenüber Menschen, mit denen sie tagtäglich zusammenleben und -arbeiten. Dabei geht es dezidiert nicht darum, dass queere Personen über ihr sexuelles Verhalten reden, sondern über ihre persönliche Identität. Wenn sich Priester oder Ordensleute als queer outen und die erste Reaktion manchmal in der Frage besteht, ob bzw. wie sie denn das Zölibat und damit die sexuelle Enthaltsamkeit leben, dann offenbart das mehr über Vorurteile gegenüber queeren Personen als über diese selbst.

Der zweite, mit dem ersten zusammenhängende Grund hat mit sozialen Anerkennungsmustern zu tun, die in unserer Gesellschaft und besonders auch in der Kirche wirkmächtig sind. Die Genderthematik insgesamt erregt ja nicht nur innerkirchlich, sondern auch in der Gesellschaft die Gemüter. Althergebrachte Vorstellungen und Gewissheiten in Bezug auf die Zu- und Einordnung von Menschen werden in Frage gestellt, die bislang verlässlich und auch entlastend als persönliche wie soziale Orientierungsmuster gedient haben. Menschen, die anders sind, sind eine Anfrage an unsere Vorstellungen von dem, was wir für „normal“ halten. Die aus dem Englischen kommende Bezeichnung „queer“ meint, dass sich jemand nicht mit den gesell-

schaftlich vorherrschenden Vorstellungen dessen, was als empirisch normal und als moralisch normativ gilt, identifizieren kann, sondern dazu quer liegt und diese Vorstellungen durchkreuzt. „Queer“ ist deshalb ein Konzept, das Kritik übt an der Heteronormativität, also an der Vorstellung, dass jeder Mensch sich entweder als Mann oder als Frau identifizieren und heterosexuell empfinden muss.⁶ Kritisch angefragt werden also Vorstellungen davon, was als normal zu gelten hat. Durch ihr Coming-out reklamieren queere Menschen, dass sie mit ihrem Anderssein anerkannt werden wollen, und zwar ohne als abnormal zu gelten.

Ordensgemeinschaften und Kirche: diskriminierungsfreie Räume für queere Menschen?

Weiter oben habe ich bereits die biblische Schöpfungserzählung in Gen 1 in Erinnerung gerufen. Die Aussage, dass jeder Mensch, sei er männlich oder weiblich, als Gottes Abbild und ihm ähnlich geschaffen ist, gehört zu den anthropologischen Spitzenaussagen der Heiligen Schrift. Die Gottebenbildlichkeit und mit ihr die Aufgabe, Gottes schöpferische Liebe und Fürsorge in der Welt zu vergegenwärtigen, kommen jedem Menschen zu, und zwar unabhängig von seiner geschlechtlichen Identität. Zugleich ist die Sexualität davon nicht ausgeschlossen, sondern dezidiert inbegriffen. Nicht trotz, sondern mit seiner Geschlechtlichkeit ist der Mensch Ebenbild Gottes. Die Sexualität ist eine Kraft und enthält das Potential für Sinnerfahrungen, die den Menschen mit Gott in Berührung bringen und die ihm helfen können, Gottes schöpferische Liebe zu erfahren und auch selbst zu bezeugen. Die biologische Fruchtbar-

keit ist eine wunderbare, aber nicht die einzige Form hierfür. Gerade für zölibitär lebende Menschen gilt die Herausforderung, die der Sexualität innewohnende Kraft, Beziehung, Gemeinschaft und Leben zu stiften, auf eine andere Weise als einer intimen Beziehung und der Zeugung von Kindern zu gestalten. Auch für queere Menschen trifft zu, dass sie ihre Sexualität mit der schöpferischen Kraft der Liebe Gottes in Berührung bringt. Selbst wenn den damaligen Autoren der biblischen Schöpfungserzählung die Existenz vielfältiger sexueller Identitäten noch nicht bekannt war, schließt – wie weiter oben bereits ausgeführt – die Formulierung in Gen 1,26-28 nicht aus, dass es sie gibt und dass jeder Mensch, welcher geschlechtlichen Identität auch immer, Abbild Gottes ist.

Neben diesen schöpfungstheologischen Überlegungen über die gleiche Würde und über die Gleichwertigkeit aller Menschen möchte ich auch die paulinische Aussage in Gal 3,28 anführen: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Männliches und Weibliches; denn ihr alle seid ‚einer‘ in Christus Jesus.“ Das bedeutet nicht, dass Paulus um diese auch unter Getauften weiterhin bestehenden Unterschiede nicht wüsste – er war ja schließlich nicht blind –, sondern vielmehr, dass soziale Unterschiede, die in Herkunft, sozialem Stand oder Geschlechtszugehörigkeit begründet liegen, innerhalb der christlichen Gemeinde nicht mehr ins Gewicht fallen sollen, denn was zählt, ist allein die Zugehörigkeit durch die Taufe zu Christus. Die Anerkennung der gleichen Taufwürde bedeutet keinesfalls Gleichmacherei, wohl aber, dass soziale Unterschiede überwunden werden sollen, weil die Zugehörigkeit zu Christus eine neue Form

der Beziehung zwischen den Menschen unterschiedlichster sozialer Provenienz und geschlechtlicher Identitäten ermöglicht. Um es frei mit der Regel des hl. Augustinus zu sagen: Was zählt und verbindet, ist der Wunsch, in der Nachfolge Christi Gott zu suchen. In diesem Sinn ist wohl auch die Aussage von Papst Franziskus vom 28. Juli 2013 zu verstehen: „Wenn einer gay ist und den Herrn sucht und guten Willen hat – wer bin dann ich, ihn zu verurteilen?“

Eigentlich hätte die Kirche schöpfungsbzw. tauftheologisch das Potential, ein Ort zu sein, an dem jeder Mensch bzw. jede getaufte Person mit seiner bzw. ihrer Einzigartigkeit angenommen und gleichwertig behandelt wird. Eigentlich – denn de facto ist sie es vielfach (noch) nicht. Die Kirche sowie kirchliche Gruppierungen und Gemeinschaften werden von queeren Menschen vielfach immer noch als Orte empfunden und wahrgenommen, an denen sie nicht diskriminierungsfrei angenommen werden oder sich angstfrei outen können, selbst wenn seit einigen Jahren vieles in Bewegung gekommen ist, wie die Initiative *#OutInChurch* zeigt. Auch hierfür möchte ich zwei mögliche Gründe erörtern.

Die Ambivalenz zwischen pastoraler Begleitung und lehramtlicher Verurteilung

Erstens: Dass Menschen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung und geschlechtlichen Identität nicht diskriminiert werden dürfen, betont die Kirche mittlerweile seit Jahrzehnten. Betroffene empfinden es aber weiterhin als diskriminierend, wenn beispielsweise die homosexuelle Neigung zwar nicht als sündhaft, aber weiterhin als „objektiv ungeordnet“ und

als „eine mehr oder weniger starke Tendenz, die auf ein sittlich betrachtet schlechtes Verhalten ausgerichtet ist“⁷, interpretiert wird. Die kontroversen Reaktionen auf das Dokument des Glaubensdikasteriums *Fiducia supplicans* (2023) über die pastorale Sinngebung von Segnungen von Menschen in „irregulären“, darunter auch gleichgeschlechtlichen Partnerschaften, hat dies einmal mehr deutlich gemacht. Das Lehramt und die Theologie stehen hier vor der Aufgabe, die Zweigleisigkeit zwischen pastoralem Verständnis für Menschen in bestimmten Lebenssituationen und der moralischen Verurteilung von Beziehungsformen, die nicht der kirchlichen Lehre entsprechen, zu überwinden, wie dies beispielsweise durch *Amoris laetitia* (2016) in Bezug auf die Zulassung von wiederverheirateten Geschiedenen zu den Sakramenten zumindest ansatzhaft geschehen ist. Moraltheologisch geht es um eine neu zu entfaltende Krieriologie für die sittliche Bewertung von intimen Partnerschaften, bei der auch die unterschiedlichen, über die Fortpflanzungsfunktion hinausreichenden Sinngehalte der Sexualität zur Entfaltung kommen, die zwischen zwei erwachsenen Personen gewaltfrei und im gegenseitigen Einvernehmen, mit Respekt vor der Würde, Freiheit und Gesundheit des Partners bzw. der Partnerin verwirklicht werden.⁸

Abgesehen davon sind beispielsweise homosexuelle Menschen innerkirchlich weiterhin Vorurteilen ausgesetzt wie jenem, sie befänden sich „in einer Situation, die [sie] in schwerwiegender Weise daran hindert, korrekte Beziehungen zu Männern und Frauen aufzubauen“⁹. Vielleicht können gerade Ordensgemeinschaften Räume sein, in denen derlei Vorurteile abgebaut und überwunden werden

können. Voraussetzung dafür ist natürlich ein geschütztes Klima des Vertrauens und der Offenheit, sodass queere Personen – dies gilt übrigens auch für heterosexuelle – über ihre Erfahrungen, Empfindungen und auch Herausforderungen im affektiven Bereich angstfrei sprechen können.

Die Krux der Kirche mit den Genderstudien

Als zweiten Grund möchte ich den weiterhin belasteten Dialog zwischen dem Lehramt und den Genderstudien anführen. Immer noch werden die Genderstudien lehramtlich weitgehend verkürzt rezipiert und als Ideologie abgelehnt bzw. als Angriff auf das christliche Menschenbild und die kirchliche Vorstellung von Ehe und Familie gewertet.¹⁰ Auch die human- und sexualwissenschaftlichen Einsichten, dass die geschlechtliche Identität eines Menschen eine komplexe Kombination von mehreren, ganz unterschiedlichen Aspekten und Eigenschaften ist, wird noch kaum berücksichtigt. Diese reichen von der biologischen Ebene – die ihrerseits genetische, hormonelle bzw. gonadale und phänotypische Aspekte umfasst – über die soziokulturelle Ebene von Geschlechterrollen und die sexuelle Orientierung bis zum persönlichen Empfinden der eigenen Identität. Viele dieser Aspekte unterliegen gerade nicht der persönlichen Freiheit, sondern werden vielmehr entdeckt.

Wohl aber obliegt es der persönlichen Freiheit und Verantwortung, die entdeckte sexuelle Identität so zu gestalten, dass sie einer gesunden persönlichen Reifung und Selbstannahme sowie der Entwicklung der Beziehungsfähigkeit dient. Die innerkirchlich oft kolportierte Behaup-

Autoreninfo

siehe gedrucktes Heft

tung, die Genderstudien würden die freie Wählbarkeit des Geschlechts postulieren, trifft in dieser Form nicht zu, ebenso nicht jene, die Genderstudien hätten die Schwierigkeit, die sexuelle Differenz zwischen Mann und Frau anzuerkennen, und würden deshalb nicht nur eine Gleichwertigkeit aller Menschen, sondern eine Gleichmacherei bedeuten, die unfähig sei, Unterschiede wertschätzend wahrzunehmen. Die Anerkennung der sexuellen Diversität bedeutet vielmehr die Anerkennung der individuellen Einzigartigkeit eines jeden Menschen, wobei zur Diversität Unterschiede ebenso wie Gemeinsamkeiten gehören.

Die Anerkennung eines jeden Menschen um seiner selbst willen

Ziel der Auseinandersetzung mit dem Thema der sexuellen Diversität soll die Überwindung von Vorurteilen sein, die Vermittlung von aktuellen wissenschaftlichen Kenntnissen, die Sensibilisierung für die Leidsituationen von queeren Menschen und letztlich die Wegbereitung dafür, dass jeder Mensch um seiner selbst willen anerkannt wird, unabhängig von sexueller Orientierung und geschlechtlicher Empfindung. Vielleicht können Ordensgemeinschaften in diesem Sinn eine ganz praktische Vorreiterrolle spielen.

.....

- 1 Siehe dazu auch mein Plädoyer für eine leidempfindliche Moraltheologie in: Lintner, Martin M.: Christliche Beziehungsethik. Historische Entwicklungen – Biblische Grundlagen – Gegenwärtige Perspektiven, Herder 2023, 516–518.
- 2 Vertiefend dazu verweise ich auf mein Buch: Christliche Beziehungsethik, 244–250.
- 3 Beeindruckende Zeugnisse können hier nachgelesen werden: <https://www.outinchurch.de/das-sind-wir/> [24.03.2024].
- 4 Betonen möchte ich, dass das Coming-out eine höchstpersönliche Entscheidung ist. Niemand darf dazu gedrängt werden, sich zu outen, und keinesfalls darf jemand gegen den eigenen Willen durch andere geoutet werden. Letzteres wäre nicht nur eine schwerwiegende Indiskretion, sondern auch eine Verletzung von Persönlichkeitsrechten. Vgl. dazu auch den Beitrag von Bruder Markus Fuhrmann in dieser Ausgabe (Seite 49).
- 5 Vgl. beispielsweise mit vielen weiterführenden Literaturangaben: Pfister, Andreas/Mikolasek, Michael: Suizidversuche von LGBT-Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Einschätzung der Machbarkeit einer qualitativen Untersuchung in der Schweiz, Luzern: Hochschule Luzern – Soziale Arbeit 2019; DOI: 10.5281/zenodo.3527711.
- 6 „Queer“ ist mittlerweile auch im Deutschen ein gängiger Sammelbegriff geworden für Menschen mit unterschiedlichen sexuellen Identitäten, die nicht heterosexuell empfinden oder die transident sind,

- d. h., dass sie sich nicht mit dem Geschlecht identifizieren, welches ihnen bei der Geburt aufgrund ihrer anatomischen Geschlechtsmerkmale zugeschrieben worden ist. Daneben gibt es auch alternative Bezeichnungen wie die Abkürzung LGBTIQ+ (Lesbians, Gays, Bisexuals, Transgender, Intersex, Queers; das Plus – manchmal wird stattdessen ein Asteriskus [*] verwendet – hält den Platz offen für weitere mögliche Geschlechtsidentitäten). Personen, die sich mit dem Geschlecht identifizieren können, das ihnen bei der Geburt zugeschrieben wurde, werden als Cisgender oder cisgeschlechtlich bezeichnet.
- 7 Vgl. das nach wie vor gültige Dokument der Kongregation für die Glaubenslehre über die Seelsorge für homosexuelle Personen (1986), Nr. 3.
 - 8 Vgl. neben meinem bereits genannten Buch „Christliche Beziehungsethik“ auch Schockenhoff, Eberhard: Die Kunst zu lieben. Unterwegs zu einer neuen Sexualethik, Herder 2021.
 - 9 Vgl. Kongregation für das katholische Bildungswesen: Instruktion über Kriterien zur Berufungsklä rung von Personen mit homosexuellen Tendenzen im Hinblick auf ihre Zulassung für das Priesteramt und zu den heiligen Weihen (2005), Nr. 2; Kongregation für den Klerus: Ratio Fundamental is Institutionis Sacerdotalis (2016), 199.
 - 10 Weiterführend dazu: Marschütz, Gerhard: Gender Ideologie!? Eine katholische Kritik, Echter 2023.